

Wolf Scheller

Von Krieg zu Krieg

Gabriel Chevallier:
Heldenangst. Roman,
Nagel & Kimche in
Carl Hanser Verlag,
München 2010, 432 Seiten,
24,90 Euro.

**Hélène Berr: Pariser
Tagebuch. 1942–1944,**
aus dem Französischen von
Elisabeth Edl, Carl Hanser
Verlag, München 2009,
320 Seiten, 21,50 Euro.

Zwei außerordentlich bemerkenswerte Bücher sorgen derzeit in der an der Vergangenheit von Krieg und Okkupation interessierten französischen Öffentlichkeit für Furore. Gabriel Chevallier mit seinem Roman „Heldenangst“ beschwört die nach wie vor präsente Erinnerung an den Ersten Weltkrieg, während das Tagebuch einer jungen französischen Studentin jüdischer Herkunft das düstere Kapitel von Okkupation und Kollaboration im Zweiten Weltkrieg aufschlägt.

Für die Franzosen war der Erste Weltkrieg „La grande guerre“ – der „Große Krieg“. In der Tat

haben sich die sinnlosen Kämpfe vor allem bei Verdun, an der Somme und am Chemin des Dames so tief in das Bewusstsein nicht nur der älteren Generation eingegraben, dass noch heute diese gigantische Menschenschlächtere in der Literatur und in den Schulen Frankreichs eine gewichtige Rolle spielt. In Deutschland hingegen wurde die Erinnerung an den Krieg von 1914/18 sehr rasch zugedeckt durch die historische Beschäftigung mit den monströsen Verbrechen des Zweiten Weltkriegs. Freilich gab es in der Literatur beider Länder auch eine gewisse Parallellität. Sie betraf in der „Entre-guerres“-Periode das Gefühl für einen absoluten Pazifismus. In Deutschland erschienen *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque und *Krieg* von Ludwig Renn, aber auch schon zwei Jahre nach dem offiziellen Kriegsende Ernst Jüngers *Stahlgewitter*. Kurt Tucholsky sprach mit Blick auf die nun

aufblühende kriegsverherrlichende Literatur der 1930er-Jahre von „Leichenreden“.

In einem anderen, direkteren Verständnis ist der 1930 erstmals erschienene Roman *La Peur* von Gabriel Chevallier, der jetzt erstmals in Deutschland in der ebenso eleganten wie stilsicheren Übertragung von Stefan Glock unter dem Titel *Heldenangst* vorliegt, eine „Leichenrede“ *sui generis*. Gabriel Chevallier, der Mitte der 1930er-Jahre mit dem später auch verfilmten Provinzroman *Clochemerle international* bekannt wurde, hatte als Infanterist vier Jahre lang vor allem an der Front am Chemin des Dames, etwa anderthalb Autostunden nordöstlich von Paris zwischen Soissons und Reims, gekämpft. Für Deutsche wie Franzosen ging es beim Kampf um diesen Höhenrücken südlich von Laon zwischen den beiden Flüsschen Aisne und Ailebe nicht so sehr um strategischen Gewinn als vielmehr, vor allem in den letzten Kriegsjahren, ums

Prinzip. 1917 scheiterte hier die französische Offensive von einer Million Mann an der zähen Verteidigung der Deutschen, die sich in Schützengräben und Bunkeranlagen regelrecht eingegelt hatten. Von hier aus unternahmen sie dann auch ihren letzten Durchbruch im Frühjahr 1918.

Todesangst und Menschenopfer

Wie schlimm es um die Moral der französischen Truppen stand, geht auch aus der Tatsache hervor, dass es nach dem Scheitern der Offensive wenige Wochen später zu massenhaften Befehlsverweigerungen kam. Hunderttausende waren bereits auf beiden Seiten in diesen sinnlosen Menschen-schlachten gefallen. Ihnen hat Gabriel Chevallier mit seinem Roman über die Erlebnisse des jungen Studenten Jean Dartemont ein außerordentliches literarisches Denkmal gesetzt. Selten hat ein Autor in dieser schrecklichen Eindeutigkeit Sprache dazu genutzt, um die Todesangst und gleichzeitig blinde Ergebnisheit in das Schicksal dieser Menschenopfer zu beschreiben. Wenn es um das gegenseitige Abschlagen im Schützengraben, beim Sturmangriff und anschließenden Kampf Mann gegen Mann

mit Bajonett und Handgranate geht, hält sich der Ich-Erzähler Dartemont ausschließlich an das, was er unmittelbar sieht und am eigenen Leib erlebt. Da ist nichts mehr von Heldentum, da gibt es keinen Platz für Jüngers kühle Betrachtung vom „Kampf als innerem Erlebnis“. Hier an der Front regiert das unerbittliche Regime einer bornierten Armeeführung, die den einzelnen Soldaten nur als Material begreift. Hier geht eine tödliche Angst um vor jeder neuen Ungewissheit, die dem Angriff des Gegners vorausgeht. Es gibt aber für den Einzelnen keine Alternative zu diesem nicht enden wollenden Schrecken. Vor sich den Feind, hinter sich den General – daraus kann sich niemand befreien. Und dennoch sträubt sich in dem jungen Infanteristen alles gegen die allseits regierende Willkür. Chevalliers Protagonist wehrt sich mit Ironie, auch mit kluger Analyse. Nur ein paar Wochen Erholung sind ihm gegönnt, ausgelöst durch eine schwere Verwundung, die er hinter der Front im Lazarett ausheilt. Aber auch dort im Gespräch mit den Krankenschwestern stößt Dartemont auf Unkenntnis. Auch sein Vater versteht ihn nicht, verlangt vielmehr, dass der Sohn

alles daransetzt, befördert zu werden und damit Ehre für die Familie einzulegen. Dieser entsetzliche Glaube an die Gloire militärischer Leistung, der im Ersten Weltkrieg auf beiden Seiten die Gabe des rationalen Denkens außer Kraft gesetzt hat, ist der eigentliche Gegner in jedem Krieg. Deswegen ließen die französischen Behörden, als ein neuer Waffengang mit Deutschland vor der Tür stand, Chevalliers Roman aus dem Verkehr ziehen. Dass er jetzt in unseren Tagen in Frankreich mit großem Erfolg neu aufgelegt worden ist und auch den Weg nach Deutschland gefunden hat, ist ein Gewinn in jeder Hinsicht. Wer den Schrecken eines Krieges aus eigenem Erleben nicht kennt, sollte diesen großartigen Roman unbedingt lesen.

Offene Wunde

Es hat nur wenige Jahre gedauert, bis sich Deutsche und Franzosen erneut im Krieg gegenüberstanden. Das Ergebnis waren die fast vierjährige Besatzung, die Kollaboration des Vichy-Regimes und die Deportation von mehr als hunderttausend französischen Juden in die Vernichtungslager in Osteuropa. Für viele Franzosen ist die Erinnerung an die Mittäterschaft des Pétain-Regimes eine nach wie vor offene Wunde.

Sie ist gerade mal zwanzig, ein junges französisches Mädchen, geht durch Paris. Es ist ein warmer herrlicher Frühlingstag, dieser 7. April 1942. Hélène Berr ist auf dem Weg zu Paul Valéry, den sie um eine Widmung gebeten hat. Der berühmte Dichter hat tatsächlich bei der *Concierge* sein Buch *Tel quel* hinterlegt und auf das Titelblatt geschrieben: „Beim Erwachen, so milde das Licht, und so schön dies lebendige Blau.“ Die Worte kommen der Stimmung der jungen Frau entgegen, die an der Sorbonne eine Diplomarbeit über den englischen Dichter Keats vorbereitet. Als Jüdin war ihr nach dem Literaturstudium mit Magisterabschluss die Lehramtsprüfung verwehrt worden. Doch beim Flanieren im Jardin du Luxembourg lässt sie sich ganz gefangen nehmen von dieser Stimmung der Lebensfreude, der Schönheit des Frühlings. Eine knappe Bemerkung ihres Begleiters schreckt sie auf: „Die Deutschen werden den Krieg gewinnen.“ – Das ist sie wieder, die Bedrohung, die Niedergeschlagenheit. Aber Hélène wehrt sich: „Nein! Was soll denn aus uns werden, wenn die Deutschen gewinnen?“ – „Ach was! Nichts wird sich ändern ... die Sonne und das Wasser wird es auch weiterhin

geben ...“ – Ich überwand mich und sagte: „Aber sie lassen nicht alle das Licht und die Sonne genießen!“

Barbarei des gelben Sterns

Paris unter der Okkupation. Es gibt kaum authentische Literatur über den Alltag in diesen Jahren. Hélène Berr, die aus einem bürgerlich wohlhabenden jüdischen Elternhaus stammt, beginnt ihr Tagebuch mit dem Eintrag über den Besuch bei Paul Valéry. Wenn man ihrer Stimme lauscht, vernimmt man ihre leise Art, ihre Sensibilität, aber auch ihre Empörungsfähigkeit. Am Montag, dem 8. Juni 1942, muss sie zum ersten Mal den gelben Stern tragen. Sie trägt ihn mit Trotz, „immer sehr elegant und sehr würdevoll“. Sie versucht, in dieser Haltung ihre Angst zu überspielen, spürt die Düsternis und Dissonanz der Gegenwart: „Das sind die beiden Seiten des gegenwärtigen Lebens: die Frische, die Schönheit, die Anfänge des Lebens, verkörpert in diesem klaren Morgen; die Barbarei und das Böse, dargestellt durch diesen gelben Stern.“

Es ist ein erschütterndes Tagebuch, das Bekenntnis einer schönen Seele, die für Glück und Harmonie bestimmt scheint und der Schwärze

und Düsternis einer zunehmenden Bedrohung ausgesetzt ist. Über zwei Jahre führt Hélène Berr ihr Tagebuch, unterbrochen durch neun Monate, von denen sich kein Eintrag findet. Immer wieder kontrastiert ihr Verständnis für die Schönheit klassischer Musik mit ihrem klaren Blick für die Ungeheuerlichkeiten der die Juden bedrängenden Verfolgung im besetzten Paris. Sie spielt Geige, hört mit ihren Freunden Beethoven, Schubert, Schumann und Brahms, engagiert sich heimlich für die Betreuung jüdischer Kinder – und sieht dabei in merkwürdig klarer Unbeirrtheit dem immer näher kommenden Unheil des eigenen Schicksals entgegen. Sie weiß, was ihresgleichen droht. Sie beobachtet, dass die Pariser Juden wie Vieh verschleppt werden, hört von den schrecklichen Zuständen im Lager Drancy. Und sie begreift früher als viele andere französische Juden, dass es den Deutschen um ihre Vernichtung geht. Zuerst wird ihr Vater verhaftet, weil er seinen Stern entgegen der Anordnung nicht fest auf das Jackett genäht, sondern nur mit Häkchen befestigt hat, um ihn leichter auf Anzüge und Mäntel umstecken zu können. Das Chemieunternehmen, in dem er

arbeitet, kauft ihn nach drei Monaten aus dem Lager frei. Seine Tochter beschreibt, wie die Juden von Paris in diesem Räderwerk langsam, aber sicher in den Abgrund getrieben werden. Tod durch Gas. Sie will Zeugnis ablegen, sie bricht in Tränen der Wut aus angesichts der Schikanen. In der Métro wird sie in den letzten, für die Juden bestimmten Waggon verwiesen. Die Champs-Élysées dürfen Juden nicht mehr überqueren. „Als ich daran dachte“, notiert sie, „kochte ich so sehr, dass ich in dieses Zimmer gekommen bin, um mich zu beruhigen.“ Sie muss das alles aufschreiben.

Grundlage des Bösen

Sie ist empört, empfindet aber keinen Hass auf die Deutschen. Sie versucht zu begreifen: „Das ist die Grundlage des Bösen; und die Macht, auf die sich das Regime stützt. Das eigene Denken, die Reaktion des individuellen Gewissens zerstören, das ist der erste Schritt des Nazismus.“

Alles lehnt sich in ihr dagegen auf, dass die Besatzer so schlecht zur „zerbrechlichen Schönheit von Paris“ passen, ihrem Paris, in dem ihre Familie seit zweihundert Jahren ansässig ist. Und da sieht und hört sie die Deutschen in ihren Knobelbechern auf dem Champ

de Mars exerzieren: „... ihre Befehle klangen wie Tiergebrüll ...“

Hélène Berr wird von Todesahnungen heimgesucht – etwa im Herbst 1943: „Ich vergesse, dass ich ein posthumes Leben führe ... Es sind nicht mehr viele Juden in Paris.“ Sie ahnt, was ihr bevorsteht, fragt sich aber staunend: „Wieso hast du, obwohl du das wusstest, nichts unternommen, um es zu vermeiden?“ Hat sie sich in ihr Schicksal ergeben? „Ich will das tun, was am mutigsten ist.“ Das heißt: Mit hoch erhobenem Haupt schaut sie ihrer Umgebung ins Gesicht. Kinder zeigen mit dem Finger auf sie: „Äh? Hast du gesehn? Jude.“ Andere unbekannte Menschen begegnen ihr auch mit Sympathie, mit demonstrativer Höflichkeit.

Die Leute sagen ihr manchmal, wie schön sie aussieht. Fotos zeigen ihr hübsches, vor Lebenslust strahlendes Gesicht. Sie ist verliebt in den „Jungen mit den grauen Augen“ – Jean Morawiecki, der für sie aussieht wie „ein slawischer Prinz“. Ihm soll die Köchin ihr Tagebuch geben, wenn ihr etwas zustößt.

Normalerweise versteckt sie sich mit ihren Eltern über Nacht bei Freunden und Bekannten. An einem Märzabend 1944 bleiben sie zu Hause,

zu müde, um erneut ein Versteck aufzusuchen. In den frühen Morgenstunden werden sie verhaftet und nach Auschwitz deportiert. Die Mutter stirbt schon im folgenden Monat in der Gaskammer, der Vater ein paar Monate später. Hélène wird Anfang November nach Bergen-Belsen verlegt, erkrankt an Typhus und kommt fünf Tage vor der Befreiung des Lagers ums Leben, gerade mal dreiundzwanzig Jahre alt. Ihr Tagebuch, das ihre Nichte Mariette Job Anfang der 1990er-Jahre bei Hélènes ehemaligem Verlobten findet, ist ein anrührendes, erschütterndes Dokument. Mariette Job brauchte gut sechzehn Jahre, bis in der Familie alle mit der Veröffentlichung einverstanden waren. In Frankreich hat dieser beeindruckende Text einen ähnlichen Erfolg wie hierzulande seinerzeit das Tagebuch der Anne Frank. Patrick Modiano, der dem Tagebuch ein sehr einfühlsames Vorwort vorangestellt hat, betont die tragische Ambivalenz im Leben dieser jungen französischen Jüdin, die den Alltag im besetzten Paris wie einen Albtraum beschreibt. Ihr Schicksal erinnert ihn an einen Vers von Rimbaud: „Aus Feingefühl habe ich mein Leben verloren ...“